Laini Taylor

Strange the Dreamer – Ein Traum von Liebe

Buch 2

Weitere Titel der Autorin:

Strange the Dreamer – Der Junge, der träumte

Titel auch als Hörbuch und E-Book erhältlich

LAINI TAYLOR

STRANGE THE DREAMER

EIN TRAUM VON LIEBE
BUCH 2

©LAINI TAYLOR

Übersetzung aus dem
amerikanischen Englisch von
Ulrike Raimer-Nolte

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Strange the Dreamer« (Teil 2)

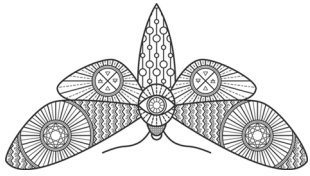
Für die Originalausgabe:
Copyright © 2017 by Laini Taylor
Originalverlag: Little, Brown and Company; Hachette Book Group
This edition published by arrangement with Little, Brown and Company, New York, New York, USA. All rights reserved.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde unter Verwendung einer Coverillustration von Jantine Zandbergen
Satz: 3w+p GmbH, Rimpar (www.3wplusp.de)
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8466-0086-3

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.one-verlag.de
Bitte beachten Sie auch www.luebbe.de



Liebe Leserinnen & Leser in Deutschland,

ich freue mich so sehr, dass es *Strange the Dreamer* jetzt in deutscher Sprache gibt! Schon lange bevor meine Bücher überhaupt veröffentlicht wurden, habe ich davon geträumt, dass meine Geschichten auch als Übersetzungen erscheinen. Wenn ich heute das erste Buch einer internationalen Ausgabe zugeschickt bekomme, ist das jedes Mal aufs Neue ein ganz besonderes Gefühl. Meine erste Lizenzausgabe war vor vielen Jahren tatsächlich eine deutsche Übersetzung, und seitdem habt ihr, liebe Leserinnen und Leser, einen ganz besonderen Platz in meinem Herzen. Es macht mich so glücklich, dass ihr jetzt *Strange the Dreamer* lest, und ich hoffe, es gefällt euch bisher!

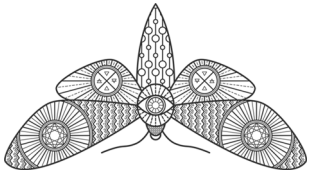
Die Entstehung dieser Reihe ist übrigens ziemlich spannend. Anfangs wollte ich nämlich die Geschichte eines Mädchens schreiben, das den Menschen Albträume schenkt. Der Titel und die Protagonistin – *Muse of Nightmares* – geisterten schon seit Jahren durch meinen Kopf, bevor ich mit dem Schreiben begann. Als ich mich schließlich an die Geschichte setzte, stellte ich fest, dass sie sich sträubte. Sie wollte sich einfach nicht entfalten. Ich steckte fest – bis mir klar wurde, dass es überhaupt nicht die Geschichte des *Mädchens* war (zumindest nicht hauptsächlich). Es ist nämlich die Geschichte eines verträumten Waisenjungen und Bibliothekars, der an Dinge glaubt, die sich die meisten Menschen nicht einmal im Traum

vorstellen können, und dessen Faszination von einer mystischen verlorenen Stadt sein Leben und das vieler anderer prägen wird. Es war Lazlo, der die Geschichte formte. *Strange the Dreamer* ist ein Liebesbrief an alle Fantasy-Leserinnen und -Leser, deren Geist zu so viel mehr Vorstellungskraft fähig sind als andere. (Wir sind der absolute Wahnsinn!)

In dieser Geschichte steckt einiges mehr, als ich zu Beginn meines Schreibprozesses dachte. Ich musste mich mit den Themen Trauma und Überlebenskampf auseinandersetzen und mit der Frage, ob es möglich ist, nach Erlebnissen wie einem Krieg zu heilen und wieder ganz zu werden. Ganz egal, ob man nun Opfer oder Täter gewesen ist … Meine Bücher offenbaren mir immer wieder solch schwere Themen – und zwar während ich mit großer Freude über Magie, Liebe, wagemutige Reisen, fantastische Wesen und Mythen schreibe. Ich hoffe, dass ihr beim Lesen ähnliche Gefühle empfindet, wenn ihr nun wieder in die Welt von Lazlo, Sarai, Minya und Eril-Fane in der wunderschönen, zerstörten Stadt Weep eintaucht.

Vielen Dank fürs Lesen!

Alles Liebe,



1

Vipern und Engel

Sarai kehrte aus dem Herzen der Zitadelle in ihr Zimmer zurück. Minyas ›Soldaten‹ waren überall, bewaffnet mit Messern und anderen Küchengeräten. Hackbeile. Bratspieße. Sie hatten sogar die Fleischerhaken aus dem Regenraum geholt. Irgendwo in der Zitadelle gab es ein echtes Waffenlager, aber es befand sich hinter einer langen Reihe verschlossener Mesarthiumtüren. Außerdem fand Minya, Küchenmesser seien genau richtig für ein Gemetzel. Schließlich waren auch die Menschen im Säuglingstrakt damit bewaffnet gewesen.

Es gab kein Entkommen vor Minyas Armee. Am allerwenigsten für Sarai, denn ihr Schlafzimmer hatte einen direkten Zugang zur silberblauen, sonnenfunkelnden Handfläche des Erzengels. Der offene Balkon war der perfekte Landeplatz für ein Luftfahrzeug und viel besser geeignet als die Gartenterrasse

mit ihren Bäumen und Ranken. Deshalb drängten sich die Geister dort am dichtesten. Wenn der Götterschlächter kam, dann *hierher*, und Sarai würde ihm als Erste zum Opfer fallen.

Sollte sie Minya also dankbar für den Schutz sein? »Versteht ihr denn nicht?«, hatte Minya gefragt, als sie ihre Armee enthüllt hatte. »Wir sind in Sicherheit!«

Aber Sarai hatte sich noch nie im Leben weniger sicher gefühlt. Die versklavten Geister bevölkerten ihre Kammer und machten Momente der Zurückgezogenheit unmöglich. Sarai fürchtete, dass sie im Schlaf noch viel Schlimmeres erwartete.

Ihr Tablett stand am Fuße des Betts: Lall und Pflaumen, wie jeden Morgen. Allerdings hätte sie unter gewöhnlichen Umständen um diese Uhrzeit schon tief geschlafen und sich in Lethas Vergessen verloren. Würde der Trank heute wirken? Das Kristallgefäß enthielt eine halbe Dosis mehr, genau wie Ellen die Große versprochen hatte. Vielleicht war gestern nur ein Ausrutscher gewesen? *Bitte*, dachte Sarai und hoffte verzweifelt, diesmal würde samtig ödes Nichts sie einhüllen. Schreckensbilder regten sich in ihr. Sie bildete sich ein, die stillen Schreie in den Köpfen der hilflosen Geister wie ein Hintergrundrauschen hören zu können. Am liebsten hätte sie auch geschrien. *Es gibt keine Sicherheit*, dachte Sarai und drückte haltsuchend ein Kissen an ihre Brust.

Da tauchte in ihrem Kopf eine überraschende Ausnahme auf.

Der Traum des Faranji, des Fremdländers. Dort hatte sie sich sicher gefühlt.

Die Erinnerung wirbelte einen nervösen Ansturm von Emotionen auf. Panik? Nervenkitzel? Was auch immer es war – es ließ den ersten Eindruck von Geborgenheit verwehen.

Ja, sein Traum war wunderschön gewesen. Aber … *Er hatte sie gesehen.*

Der Ausdruck in seinen Augen! Das Staunen, die Verzauberung. Sarais Herzen begannen zu rasen, und ihre Handflächen wurden feucht. Nach einem ganzen Leben in Unsichtbarkeit war es nicht gerade leicht, plötzlich *gesehen* zu werden.

Wer war dieser Mann? Von allen Träumen der Faranji hatten nur seine keinen Hinweis enthalten, warum Eril-Fane ihn überhaupt mitgebracht hatte.

Todmüde und voller Furcht trank Sarai das Lall in einem Zug und streckte sich auf ihrem Bett aus. *Bitte*, dachte sie flehend – ein Stoßgebet an das bittere Gebräu. *Diesmal muss es funktionieren. Bitte, keine Albträume mehr.*

*

Draußen im Garten hielt Sparrow den Blick gesenkt. Solange sie nur Augen für Blätter und Blüten, Stängel und Samen hatte, konnte sie sich einreden, der Tag sei ganz normal. Ohne Geister, die wachsam in den Rundbögen des Wandelgangs standen.

Sie bastelte ein Geburtstagsgeschenk für Ruby, die zwar erst in ein paar Monaten sechzehn werden würde, aber wer wusste schon, ob sie alle so lange überlebten?

Mit Hilfe von Minyas Armee standen die Chancen ziemlich gut. Aber darüber wollte Sparrow gar nicht nachdenken. Durch die Geister fühlte sie sich gleichzeitig beschützt und beschmutzt, also hielt sie den Blick nach unten gerichtet und summte vor sich hin, um ihre Anwesenheit zu vergessen.

Ein weiterer Geburtstag ohne Kuchen. Viele Möglichkeiten für Geschenke gab es auch nicht. Normalerweise zerschnitt sie

eines der schrecklichen Gewänder aus ihren Ankleidezimmern und verwandelten es in etwas Hübscheres. Vielleicht ein Halstuch? Zu einem früheren Geburtstag hatte Sparrow passend zu Rubys Namen eine Puppe mit echten Rubinen als Augen genäht. Da ihre Gemächer früher Korako gehört hatten, konnte sich Sparrow ausgiebig an den Kleidern und dem Schmuck bedienen. Ruby dagegen stand die ganze Hinterlassenschaft von Letha zur Verfügung. Allerdings waren die Göttinnen nicht ihre Mütter gewesen, im Gegensatz zu Isagol und ihrer Tochter Sarai. Sparrow und Ruby waren Kinder von Ikirok, dem Gott der Lustbarkeit, der nebenbei auch als Scharfrichter gedient hatte. Dadurch waren sie Halbschwestern und als Einzige der fünf tatsächlich blutsverwandt. Feral war der Sohn von Vanth, dem Gott der Stürme – dessen Gabe er mehr oder weniger geerbt hatte –, während Minya die Tochter von Skathis war. Sarai war die Einzige, die mütterlicherseits von den Mesarthim abstammte. Wie Ellen die Große erzählt hatte, waren Geburten bei den Göttinnen selten gewesen. Schließlich konnte eine Frau pro Schwangerschaft nur ein Baby gebären, seltener auch zwei. Ein Mann hingegen konnte so viele Kinder zeugen, wie ihm Frauen zur Verfügung standen.

Die mit Abstand größte Zahl von Nachkommen im Säuglingstrakt hatten die drei männlichen Götter zu verantworten, die junge menschliche Frauen geschwängert hatten.

Was bedeutete, dass Sparrow irgendwo dort unten in Weep eine Mutter hatte.

Als Kind war es ihr schwergefallen zu verstehen oder zu glauben, dass ihre Mutter sie nicht wollte. »Ich könnte ihr im Garten helfen«, hatte sie zu Ellen der Großen gesagt. »Ich wäre eine gute Hilfe, ganz bestimmt.«

»Ja, gewiss, Engelchen«, hatte Ellen geantwortet. »Aber wir

brauchen dich hier, Kleines. Wie sollten wir ohne dich überleben?«

Ellen hatte damals versucht, es Sparrow schonend beizubringen, aber Minya hatte weniger Hemmungen gehabt: »Wenn sie dich in ihrem Garten findet, dann schlägt sie dir mit der Schaufel den Schädel ein und wirft dich auf den Kompost. Du bist *Götterbrut*, Sparrow. Deine Mutter wird dich *niemals* wollen.«

»Aber ich bin zur Hälfte menschlich!«, hatte sie protestiert. »Haben sie das wirklich vergessen? Dass wir auch ihre Kinder sind?«

»Du verstehst es nicht, oder? Deshalb hassen sie uns nur *noch mehr*.«

Damals hatte Sparrow es wirklich nicht verstanden. Dazu war sie noch zu klein gewesen. Aber irgendwann lernte sie aus einer vulgären, schwer glaubhaften Schilderung Minyas, gefolgt von einer sanften und umso aufschlussreicheren Belehrung durch Ellen die Große, wie solch eine … Begattung funktionierte. Dadurch änderte sich alles. Ihr wurde klar, wie ihre eigene Zeugung ausgesehen haben musste. Zwar war ihr Verständnis noch immer nebulös und schattenhaft, aber die Grausamkeit des Aktes lastete auf ihr wie die erdrückende Schwere eines ungebetenen Körpers, und Säure stieg in ihrer Kehle auf. Natürlich würde keine Mutter sie haben wollen, nicht nach so einem Anfang.

Sie fragte sich, wie viele Geister in Minyas Armee auf solche Weise von den Göttern missbraucht worden waren. Ungefähr die Hälfte von ihnen waren Frauen, die meisten alt. Wie viele hatten halbblütige Kinder zur Welt gebracht, an die sie sich weder erinnern konnten noch erinnern wollten?

Sparrow hielt den Blick auf ihre Hände gerichtet und kon-

zentrierte sich auf ihre Arbeit, wobei sie leise vor sich hin summte. Sie versuchte, nicht darüber nachzudenken, ob sie an Rubys Geburtstag noch leben würden, oder was für eine Art von Leben ihnen dann bevorstand. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt ihren Händen, aus denen das beruhigende Gefühl von Wachstum strömte. Sie stellte eine Blumentorte her. Oh, gewiss nicht essbar, aber dafür wunderschön. Die Torte erinnerte an die Jahre, als es in der Zitadelle noch Zucker und einen Rest kindlicher Unschuld gegeben hatte. Bevor Sparrow verstanden hatte, was für eine entsetzliche Missgeburt sie war.

Es gab sogar kleine Kerzen. Dafür benutzte sie die Knospen von Fackellilien: sechszehn an der Zahl. Sie würde Ruby die Torte heute zum Abendessen überreichen. Dann konnte Ruby die Kerzen mit ihrem eigenen Feuer entzünden, sich etwas wünschen und sie ausblasen.

*

Feral war in seinem Schlafzimmer und starrte auf sein Buch. Er blätterte durch die Metallseiten und fuhr die harschen, eckigen Symbole mit der Fingerkuppe entlang.

Wenn nötig hätte er das gesamte Buch aus dem Gedächtnis kopieren können, so genau kannte er es. Doch das nützte ihm wenig, denn er konnte ihm keine Bedeutung abringen. Manchmal, wenn er lange genug darauf starrte und sein Blick verschwamm, hatte er das Gefühl, er könne geradezu in das Metall hineinschauen und eine pulsierende Kraft spüren, die darin schlummerte. Ungefähr so, wie eine Wetterfahne darauf wartet, dass ein Sturmwind kommt und sie herumwirbelt. Ungeduldig. Verlangend.

Das Buch *wollte* gelesen werden, das spürte Feral. Aber was

für eine Art von ›Wind‹ konnte wohl diese Symbole in Bewegung setzen? Er hatte keine Ahnung. Er wusste bloß, oder vermutete es zumindest stark, dass ihm alle Geheimnisse der Zitadelle offenstehen würden, sobald es ihm gelang, das kryptische Alphabet zu entschlüsseln. Dann könnte er die Mädchen beschützen, anstatt sie bloß, nun ja, zu beregnen.

Trinkwasser war keine Kleinigkeit, und ohne seine Gabe wären sie allesamt verdurstet, deshalb verschwendete Feral normalerweise wenig Gedanken daran, dass er nicht die Kräfte von Skathis besaß. Darüber war Minya verbittert, nicht er. Aber manchmal erlaubte er sich doch ein gewisses Bedauern. Das Mesarthium zu kontrollieren, hätte für sie alle Freiheit, Sicherheit und nicht zu vergessen eine überwältigende Macht bedeutet. Aber das war nun einmal unmöglich. Also war es reine Zeitverschwendung, sich das Gegenteil zu wünschen.

Doch falls er tatsächlich das Buch entschlüsselte, konnte er etwas bewirken. Ganz sicher. Egal, was.

»Was versteckst du dich denn hier drinnen?«, ertönte Rubys Stimme aus der Türöffnung.

Er schaute auf und stellte missmutig fest, dass sie ohne zu fragen den Kopf hereingesteckt hatte. »Respekt vor dem Vorhang«, zitierte er eine der Regeln und schaute wieder auf sein Buch.

Aber Ruby hatte überhaupt keinen Respekt vor dem Vorhang und tänzelte einfach barfuß herein. Ihre Zehennägel waren knallrot lackiert, sie trug ein ebenso knallrotes Kleidchen und einen entschlossenen Gesichtsausdruck, der Feral alarmiert hätte, wenn er aufgeschaut hätte – was er jedoch nicht tat. Er versteifte sich lediglich ein bisschen.

Rubys Gesicht verzog sich, und sie starrte ihn genauso

missmutig an wie er zuvor sie. Das begann ja nicht gerade vielversprechend. *Dummes Buch*, dachte sie. *Dummer Junge.*

Aber er war nun einmal der einzige Junge. Das hieß, seine Lippen waren wärmer als die der Geister. Garantiert war *alles* an ihm wärmer. Und wichtiger noch: Feral hatte keine Angst vor ihr. Das versprach in jedem Fall mehr Spaß zu machen, als sich über einen halb erstarrten Geist zu drapieren und ihm alle paar Sekunden zu sagen, was er mit seinen Händen anfangen sollte. *Fass mich da an. Jetzt da.*

Langweilig!

»Was willst du hier, Ruby?«, fragte Feral.

Inzwischen stand sie direkt neben ihm. »Weißt du, Experimente müssen wiederholt werden«, sagte sie. »Sonst sind sie wertlos.«

»Was? Welche Experimente denn?« Er drehte sich zu ihr um und zog die Brauen zusammen – halb verwirrt, halb gereizt.

»Das Küssen natürlich«, sagte sie. Erst gestern hatte sie behauptet, dass sie dieses Experiment bestimmt nicht wiederholen würde. Nun ja. Da sie alle sich auf direktem Weg ins Verderben befanden, hatte sie ihren Standpunkt noch einmal überdacht.

Feral aber nicht. »Nein«, sagte er schlicht und wandte sich wieder ab.

»Könnte doch sein, dass ich mich geirrt habe. Ich habe beschlossen, dir eine zweite Chance zu geben«, sagte sie äußerst großmütig.

»Sehr freundlich, vielen Dank, aber ich verzichte.« Ferals Antwort triefte vor Sarkasmus.

Ruby ließ ihre Hand auf das Buch klatschen. »Hör mir wenigstens zu.« Sie schob es beiseite und hockte sich auf den

Tischrand. Das Röckchen ihrer Seidenwäsche schob sich am Schenkel hoch. Ihre Haut war glatt und makellos wie Mesarthium, zumindest beinah, und offensichtlich entschieden weicher.

Sie stellte die Füße auf seiner Stuhlkante ab. »Wir werden sehr wahrscheinlich sterben«, sagte sie sachlich. »Und selbst wenn nicht: Wir sind hier. Wir sind am Leben. Wir haben Körper. Lippen.« Nach einer Kunstpause fügte sie keck hinzu: »*Zungen*«, und ließ ihre einladend über die Zähne spielen.

Röte kroch Ferals Hals empor. »Ruby –«, begann er in abweisendem Ton.

Sie unterbrach ihn. »Hier oben gibt es nicht gerade viel zu tun. Keinen Lesestoff.« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung zu seinem Buch. »Langweiliges Essen. Keine Musik. Wir haben mindestens achttausend Spiele erfunden und sind aus allen rausgewachsen, manchmal sogar buchstäblich. Warum nicht was Neues probieren, in das wir stattdessen hineinwachsen können?« Ihre Stimme wurde rauchig. »Schließlich sind wir keine Kinder mehr. Ich habe Lippen, du hast Lippen. Ist das kein ausreichender Grund?«

Eine Stimme in Ferals Kopf versicherte, dass dieser Grund *nicht* ausreichte. Dass er nicht noch einmal Rubys Spucke inhalieren wollte. Dass er schon mehr als genug Zeit mit ihr verbringen musste.

Vielleicht wand sogar eine leise Stimme ein: Wenn er schon darüber nachdachte, mit Mädchen, nun ja, *Zeit zu verbringen*, dann nicht mit ihr. Er hatte mit Sarai darüber gescherzt, sie alle zu heiraten, und so getan, als sei ihm das nie ernsthaft in den Sinn gekommen. Aber natürlich hatte er mit der Idee gespielt. Das ließ sich kaum vermeiden, oder? Er war hier der einzige Junge zwischen Mädchen, die zwar Schwestern *ähnelten*, jedoch keine *waren*, und sie … also, sie waren hübsch. Sa-

rai an erster Stelle, dann Sparrow. Falls er die freie Wahl hätte, käme Ruby als Letzte.

Aber die mahnende Stimme klang sehr weit weg, und die anderen Mädchen waren nicht hier, während Ruby direkt neben ihm saß und wunderbar duftete.

Außerdem hatte sie recht: Wahrscheinlich würden sie alle bald sterben.

Der Saum ihres Röckchens war geradezu faszinierend. Rote Seide und blaue Haut ergaben ein Duett, das die Farben vor Spannung vibrieren ließ. Und wie kokett sich ihre Knie ein kleines Stück kreuzten, während ihr Fuß sein Bein leicht berührte. Er konnte nichts dagegen tun, ihre Argumente wirkten … verlockend.

Sie lehnte sich vorwärts, nur ein paar Zentimeter. Jeder Gedanke an Sarai und Sparrow verschwand.

Er wich dasselbe Stück zurück. »Du hast gesagt, ich küsse armselig«, erinnerte er sie, doch seine Stimme klang genauso rau wie ihre.

»Und du hast dich beschwert, dass ich dich ertränke«, erwiderte Ruby. Sie rückte noch einen Hauch näher.

»Stimmt, da war wirklich *sehr viel* Spucke«, stellte er fest. Vielleicht etwas voreilig.

»Und du warst romantisch wie ein toter Fisch«, schoss sie zurück, wobei ihre Miene sich verfinsterte.

Einen Moment hing alles in der Schwebe. »Meine Vipern, meine Engel«, nannte Ellen die Große sie gerne mit Kosenamen. Passend, denn sie waren beides gleichzeitig. Nun, vielleicht glich Minya vor allem einer Giftschlange und Sparrow einem Engelchen, aber der Rest von ihnen … Sie waren Geschöpfe aus Fleisch und Seele, aus Magie und aus Hunger, und ja … *Spucke*, alle auf engstem Raum eingeschlossen, ohne Aus-

weg. Ein Massaker lag hinter ihnen, ein weiteres stand ihnen bevor, und überall waren die Geister der Toten.

Aber hier bot sich plötzlich eine Ablenkung, eine Fluchtmöglichkeit, eine Welt neuer Gefühle. Wenn Ruby ihre Knie verschob, glich das blauer Poesie. Aus dieser Nähe war die Bewegung kaum zu sehen, sondern eher als Lufthauch zwischen ihren Körpern zu spüren. Gleitende Haut, eine geschmeidige Drehbewegung, und schon saß Ruby auf Ferals Schoß. Ihre Lippen fanden sich. Rubys Zunge war kein bisschen schüchtern. Dann kamen Hände mit ins Spiel, gefühlt ein Dutzend statt nur vier, und unklare Worte, weil Ruby und Feral noch nicht gelernt hatten, dass man schlecht gleichzeitig reden und küssen kann.

Sie brauchten einen Moment, um das auszutesten.

»Vielleicht sollte ich es noch mal mit dir versuchen«, stellte ein atemloser Feral fest.

»Unsinn, ich versuche es noch mal mit *dir*«, widersprach Ruby. Ein Faden der mehrfach erwähnten Spucke glänzte zwischen ihren Lippen, als sie zum Sprechen den Kopf zurückzog.

»Woher weiß ich, dass du mich nicht anzündest?«, fragte Feral, ließ aber gleichzeitig die Hand über ihre Hüfte wandern.

»Oh«, sagte Ruby unbesorgt, »das passiert nur, wenn ich völlig die Kontrolle verliere.« Zungen trafen sich zu einem kurzen Zweikampf. »Dazu müsstest du wirklich *talentiert* sein.« Zähne klickten zusammen. Nasen stießen aneinander. »Also kein Grund zur Sorge.«

Feral hätte sich – zurecht – beleidigt fühlen können, doch gleichzeitig passierten eine Reihe sehr angenehmer Dinge mit seinem Körper. Also biss er sich auf die Zunge, zumindest metaphorisch, und benutzte sie dann für interessantere Zwecke als zu streiten.

Man sollte denken, Zungen und Lippen würde irgendwann das Neuland zum Erforschen ausgehen, aber seltsamerweise passiert das nie.

»Fass mich hier an, genau hier«, hauchte Ruby, und er gehorchte. »Nein, hier«, befahl sie, und er tat es nicht. Befriedigt stellte sie fest, dass seine Hände Hunderte von eigenen Ideen hatten, die kein bisschen langweilig waren.

*

Das Herz der Zitadelle war frei von Geistern. Zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt hatte Minya die Kammer ganz für sich allein. Sie hockte auf dem Laufsteg, der sich rund um den großen, kugelförmigen Raum zog, und ließ ihre Beine über den Rand baumeln – sehr dünne, kurze Beine. Sie schwangen nicht hin und her. Minyas Pose hatte nichts Kindliches oder Spielerisches an sich. Alles Leben schien aus ihr gewichen, bis auf ein kaum merkbares Vor- und Zurückschaukeln des Oberkörpers. Ihre Muskeln waren starr, ihre Augen weit offen, ihr Gesicht ausdruckslos. Ihr Rücken war kerzengerade, und ihre schmutzigen Hände ballten sich so fest zusammen, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Ihre Lippen bewegten sich kaum merklich und flüsterten einen einzigen Satz, wieder und wieder. Minya befand sich fünfzehn Jahre in der Vergangenheit und sah die Herzkammer an einem früheren Tag.

An *dem* Tag. Sie war daran festgenagelt wie eine Motte, der man eine lange, glänzende Nadel durch den Brustkorb gestochen hat.

Damals hatte sie zwei Säuglinge gepackt und beide mit ihrem linken Arm festgehalten. Das hatte ihnen nicht gefallen,

weder den Säuglingen noch dem Arm. Aber die rechte Hand hatte sie gebraucht, um zwei Kleinkinder hinter sich herzuziehen. Winzige Hände umklammerten ihre, feucht und glitschig vor Schweiß. Zwei Säuglinge unter einem Arm, zwei Kleinkinder hinter sich her stolpernd …

Sie hatte die vier hierhergebracht, durch die Ritze der fast geschlossenen Tür geschoben und war sofort zurückgerannt, um weitere zu retten. Aber dazu kam es nicht mehr. Auf halbem Weg zum Säuglingstrakt hatten die Schreie angefangen.

Nun war sie für immer in dem Moment festgefroren, als die Schreie sie abrupt zum Stehen brachten.

Sie war das älteste Kind im Säuglingstrakt gewesen. Die Letzte, die Korako auf Nimmerwiedersehen fortgebracht hatte, war Kiska gewesen, die Gedankenleserin. Davor Werran, dessen Schrei alle im Umkreis in blinde Panik versetzen konnte. Minya hatte genau gewusst, worin ihre Gabe bestand. Das war ihr schon seit Monaten klar gewesen, aber sie hatte sich nichts anmerken lassen. Sonst hätte man sie sofort fortgeschafft. Also bewahrte sie ihr Geheimnis vor der Göttin der Geheimnisse und blieb im Säuglingstrakt, solange sie konnte.

Nur deshalb war sie immer noch dort, als die Menschen sich erhoben, um ihre Herren und Meister umzubringen. Das hätte Minya nicht gestört, denn für die Götter hatte sie keine Liebe übrig. Doch damit hatten die Aufständischen sich nicht begnügt.

Noch immer befand sich Minya in jenem Korridor. Noch immer hörte sie die Schreie, die auf entsetzliche, blutige Art nacheinander verstummten. Sie würde immer dort sein, und ihre Arme würden für die Kinder nie ausreichen, genau wie an jenem Tag.

Nur ein entscheidendes Detail hatte sich geändert. Minya

würde nicht noch einmal zulassen, dass sie zu schwach, zu weich, zu unfähig war, und in Furcht erstarrte. Damals hatte sie noch nicht gewusst, wozu sie fähig war. Ihre Gabe war unerprobt gewesen. Natürlich. Hätte sie damit experimentiert, wäre Korako aufmerksam geworden und hätte sie fortgeschafft. Also hatte sie nicht gewusst, wie groß ihre Macht war.

Sie hätte die Kinder allesamt retten können. Wenn sie nur Bescheid gewusst hätte.

Am Tag des Massakers war der Tod überall. Es wäre leicht gewesen, die Geister an sich zu binden – sogar die Geister der *Götter*. Kaum auszudenken.

Kaum auszudenken.

Sie hätte die Götter in ihre Dienste zwingen können, Skathis eingeschlossen. *Wenn sie nur Bescheid gewusst hätte.* Sie hätte eine Armee formen und den Götterschlächter samt seiner Anhänger niedermähen können, bevor ein einziger den Säuglingstrakt erreichte.

Stattdessen hatte sie vier gerettet. *Vier.* Und deshalb würde sie für immer in jenem Korridor gefangen sein und zuhören, wie die Schreie der übrigen nacheinander abgeschnitten wurden.

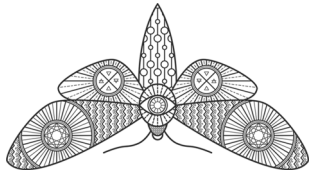
Während sie *gar nichts* tat.

Noch immer bewegten sich ihre Lippen und flüsterten endlos die gleichen Worte. »Mehr konnte ich nicht tragen. Mehr konnte ich nicht tragen.«

Hier gab es kein Echo, keinen Widerhall. Der Raum schien jeden Schall zu schlucken. Er fraß ihre Stimme, ihre Worte und ihre endlose, nutzlose Bitte um Vergebung. Nur nicht die Erinnerungen.

Davon würde sie nie loskommen.

»Mehr konnte ich nicht tragen.
Mehr konnte ich nicht tragen.«



2

Der Zeitraum zwischen Albträumen

Sarai erwachte würgend. Ihr Hals fühlte sich an, als versuchten hundert Motten gleichzeitig, ihre Kehle hinunterzukrabbeln. Es wirkte echt, so schrecklich echt. Zuerst glaubte Sarai, sie müsste tatsächlich ihre Motten herunterwürgen, die ganze widerliche lebende Masse. Sie schmeckte Salz und Asche – die Tränen der Träumer, den Schornsteinruß von Weep –, und selbst als sie wieder zu Atem kam und begriff, dass sie einen Albtraum durchlebt hatte, blieb der Geschmack.

Vielen Dank, Minya, für diese neue Horrorvorstellung.

Der Albtraum war nicht der erste des Tages, nicht einmal annähernd. Ihr Bittgebet an das Lall war ungehört geblieben. Sie hatte kaum eine Stunde am Stück geschlafen, und ihre kurzen Schlummerphasen waren wenig erholsam gewesen. Ein halbes Dutzend Mal hatte sie von ihrem eigenen Tod ge-

träumt, immer auf verschiedene Weise, als wolle ihr Bewusstsein eine Liste aufstellen. Ein Menü der Todesarten.

Vergiftet.

Ertränkt.

Abgestürzt.

Erstochen.

Zerfleischt.

Einmal hatten die Bewohner von Weep sie sogar bei lebendigem Leib verbrannt. Und zwischen den ganzen Toden, da war sie … was? Ein Mädchen in einem dunklen Wald, das einen Zweig knacken hört. Der Zeitraum zwischen den Albträumen ähnelte der Stille nach dem warnenden Knacken. Man wusste, was auch immer das Geräusch verursacht hatte, hielt nun still und beobachtete seine Beute aus der Dunkelheit.

Das zähe graue Nichts hatte sich aufgelöst. Der Nebel aus Lall war zerfasert.

Alle ihre Schreckvisionen konnten nun ungehindert auf sie einstürmen.

Sarai lag auf dem Rücken, hatte die Bettdecke mit den Füßen zur Seite gestoßen, und starrte an die Decke. Ihr Körper war schlaff, ihre Gedanken waren wattig. Wie konnte das Lall einfach so aufhören zu wirken? In ihren Puls aus Blut und Leibgeist mischte sich Panik.

Was sollte sie jetzt tun?

Ihre trockene Kehle und ihre Blase trieben sie aufzustehen, aber die Vorstellung, den schützenden Alkoven zu verlassen, war zu abschreckend. Sie wusste, was gleich um die Ecke lauerte, sogar hier in ihren Privatgemächern:

Geister mit Messerklingen.

Genau wie die alten Frauen, die ihr Bett umstellt und lamentiert hatten, dass sie Sarai nicht umbringen konnten.

Schließlich erhob sie sich trotzdem. Sie hüllte sich in einen Morgenmantel, der ihr hoffentlich auch einen Anschein von Würde gab, dann betrat sie das Schlafzimmer. Und da waren sie auch schon. Aufgereiht standen sie vor dem Zugang zum Korridor und dem Zugang zum Balkon. Im Zimmer waren es acht. Sarai konnte nur raten, wie viele sich auf der Handfläche selbst befanden. Sie wappnete sich gegen die Abscheu der Menschen und durchquerte das Zimmer.

Offenbar hatte Minya ihre Armee so eisern unter Kontrolle, dass den Geistern sogar Gesichtsausdrücke unmöglich waren. Nirgends waren der Ekel und die Furcht zu entdecken, die Sarai nur allzu gut kannte. Die einzige Ausnahme bildeten die Augen, und es war erstaunlich, wie viel die Toten nur mit Blicken ausdrücken konnten, als Sarai an ihnen vorbeiging. Angst und Abscheu, natürlich, aber vor allem sah sie ein verzweifeltes Flehen.

Hilf uns.

Rette uns.

Gib uns frei.

»Ich kann euch nicht helfen«, wollte sie sagen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Das lag nicht nur am Gefühl der Motten, die noch immer in ihrem Hals zu stecken schienen, sondern auch an dem inneren Konflikt, der sie fast zerriss. Wären diese Geister tatsächlich frei gewesen, hätten sie Sarai auf der Stelle umgebracht. Sie sollte gar nicht den Wunsch haben, ihnen zu helfen. Was stimmte nicht mit ihr?

Sarai wandte den Blick ab und hastete vorbei, wobei sie sich vorkam, als wäre sie noch immer in einem Albtraum gefangen. *Und wer,* fragte sie sich, *hilft mir?*

Im Säulengang befand sich niemand außer Minya. Und natürlich die wachhabenden Geister, deren Reihen jetzt sämtliche

Rundbögen füllten und Sparrows Orchideenranken unter ihren toten Füßen zertraten. Ari-El stand steif hinter Minyas Stuhl wie ein schmucker Lakai, nur dass seine Miene nicht dazu passte. Sein Gesicht drückte alle Gefühle deutlich aus, was seine Herrin offenbar erlaubte. Minya wurde nicht enttäuscht. Seine giftigen Blicke ließen sogar Sarai ein wenig erbleichen.

»Hallo«, sagte Minya. Ihre kindlich muntere Stimme steckte voller boshafter Spitzen, als sie scheinheilig fragte: »Gut geschlafen?«

»Wie ein Baby«, sagte Sarai leichthin – womit sie meinte, dass sie ständig schreiend aufgewacht war.

»Keine Albträume?«, stocherte Minya nach.

Sarai biss die Zähne zusammen. Sie konnte es sich nicht leisten, Schwäche zu zeigen. Nicht ausgerechnet jetzt. »Du weißt doch, dass ich nie träume«, sagte sie und wünschte sich sehnsüchtig, das sei noch immer wahr.

»Ach, wirklich?«, fragte Minya mit skeptisch erhobener Augenbraue. Sarai fragte sich plötzlich, warum Minya das überhaupt wissen wollte. Schließlich hatte Sarai niemandem von ihren Problemen erzählt, außer Ellen der Großen gestern Abend. Aber in diesem Moment war sie sicher, dass Minya Bescheid wusste.

Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag. Es lag an dem Blick in Minyas Augen: kühl, berechnend, boshaft. Mit einem Mal war Sarai alles klar. Minya wusste nicht nur von ihren Albträumen. Sie war die Ursache dafür.

Das Lall. Es wurde von Ellen der Großen gebraut. Ellen war ein Geist, also unterlag sie Minyas Kontrolle. Bei dem Gedanken wurde Sarai ganz schlecht. Nicht bloß, weil Minya vermutlich ihren Schlaftrunk außer Kraft gesetzt hatte, sondern

weil sie Ellen die Große manipulierte, die für sie alle fast wie eine Mutter war. Die Vorstellung war zu schrecklich.

Sie schluckte. Minya beobachtete sie genau, vielleicht um herauszufinden, ob Sarai sie schon durchschaut hatte. Wahrscheinlich *wollte* sie, dass Sarai den Plan erriet und verstand, in welcher Zwickmühle sie sich befand: Wenn sie ihren grauen Nebel zurückhaben wollte, musste sie ihn sich verdienen.

Sarai war froh, als Sparrow hereinkam, und es gelang ihr, ein überzeugendes Lächeln aufzusetzen. Sie hoffte, dass man ihr nichts anmerkte, obwohl es in ihr vor Zorn und Schock brodelte, weil Minya so weit gegangen war.

Sparrow gab ihr einen Kuss auf die Wange. Sie lächelte ebenfalls, zitterig und mutig zugleich. Einen Moment später kamen Ruby und Feral herein. Sie stritten wieder einmal, wodurch es leichter wurde, so zu tun, als sei alles normal.

Das Abendessen wurde aufgetragen. Eine Turteltaube hatte sich in einer Falle verfangen, sodass Ellen die Große daraus einen Eintopf hatte kochen können. Turteltaubeneintopf. Das klang ungefähr so falsch wie Schmetterlingsgelee oder Spektralschnitzel. Manche Geschöpfe waren dafür geschaffen, die Welt schöner zu machen, nicht um verspeist zu werden. Auch wenn niemand rund um den Tisch diese Ansicht zu teilen schien. Feral und Ruby aßen beide mit einem Heißhunger, der wenig Rücksicht auf die Herkunft des Fleisches vermuten ließ, Turteltaube hin oder her. Minya hatte noch nie viel Appetit gezeigt, was aber gewiss nicht daran lag, dass sie unter zarten Gefühlen litt. Sie ließ ihren Eintopf halb gegessen stehen und fischte einen grazilen Knochen heraus, um sich damit in ihren kleinen weißen Zähnen herumzustochern.

Nur Sparrow zögerte, genau wie Sarai, aber dann aßen beide dennoch. Fleisch war selten, und ihre Körper verlangten da-

nach. Also spielte es keine Rolle, ob sie Appetit hatten. Sie lebten von Hungerrationen und hatten immer knurrende Mägen.

Kaum hatte Kem die Schüsseln abgeräumt, stand Sparrow vom Tisch auf. »Ich bin gleich zurück«, sagte sie. »Wartet hier.«

Sie wechselten irritierte Blicke, und Ruby hob die Augenbrauen. Sparrow huschte in den Garten, und als sie einen Moment später wieder hereinkam, trug sie in ihren Händen eine …

»Eine Torte!«, rief Ruby und sprang auf. »Wie in aller Welt hast du –?«

Es war eine traumhafte Kreation, und sie alle konnten nur ungläubig starren: drei hohe Schichten übereinander, ein Überzug aus Zuckerguss, sahnig weiß und mit Blüten bestreut, die an fallende Schneeflocken erinnerten. »Freut euch nicht zu sehr«, warnte Sparrow. »Der Kuchen ist nicht zum Essen.«

Erst jetzt sahen sie, dass die Sahne und der Zuckerguss aus den Blütenblättern von Orchideen und Aniadnen geformt waren. Die gesamte Torte bestand aus Blumen, bis hin zu den Fackellilienknospen, die obenauf steckten und tatsächlich wie sechzehn flammende Kerzen aussahen.

Ruby verzog skeptisch das Gesicht. »Und wozu soll die dann gut sein?«

»Um sich etwas zu wünschen«, erklärte Sparrow. »Das hier ist ein vorgezogener Geburtstagskuchen.« Sie setzte ihn vor Ruby auf den Tisch. »Nur für den Fall.«

Ihnen allen war klar, was sie meinte: Für den Fall, dass es keine Geburtstage mehr geben würde. »Also, das ist makaber«, sagte Ruby.

»Mach schon, wünsch dir was.«

Die Fackellilien ahmten bereits kleine Flammen nach. Aber

Ruby zündete sie nun zusätzlich mit den Fingerkuppen an und blies sie aus, wie es sich gehörte, alle auf einmal.

»Was hast du dir gewünscht?«, fragte Sarai.

»Dass die Torte echt ist, natürlich«, sagte Ruby. »Hat es geklappt?« Sie grub ihre Finger hinein, wo selbstverständlich keine Kuchenschicht wartete, sondern nur weitere Blumen. Ruby tat so, als würde sie alles aufessen, ohne zu teilen.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und Sarai erhob sich, um zu gehen. »Sarai!«, rief Minya ihr hinterher. Sie blieb stehen, ohne sich umzudrehen. Ihr war schon klar, was jetzt kommen würde. Minya hatte nicht aufgegeben. Würde sie nie. Mit reiner Willenskraft war es ihr gelungen, sich selbst in der Zeit einzufrieren – nicht nur ihren Körper, sondern ihr gesamtes Ich, ihren Zorn, ihre Rachsucht, unvermindert nach all den Jahren. Gegen solch einen Willen konnte man nicht gewinnen. Wie eine Wiederholungsformel rief sie Sarai hinterher: »Ein paar eklige Minuten, um uns alle zu retten.«

Sarai ging einfach weiter. *Um uns alle zu retten.* Die Worte schienen sich in ihrem Magen zusammenzuballen, diesmal nicht wie Motten, sondern wie ein ganzes Schlangennest. Sarai wollte sie abschütteln und im Säulengang zurücklassen, aber als sie den Schutzwall aus Geistersoldaten durchschritt, der den Korridor zu ihrem Schlafzimmer flankierte, öffneten sich ihre Lippen, und alle murmelten gleichzeitig: » …uns alle zu retten, uns alle zu retten.« Gefolgt von den Worten, die bisher nur in flehenden Augen zu lesen gewesen waren. *Hilf uns. Rette uns.* Nun sprachen die Geister sie laut aus. Wo immer Sarai vorüberging, wurde sie angebettelt. »Hilf uns, rette uns«, aber in Wirklichkeit war es nur Minya, die Sarais größte Schwäche gegen sie ausspielte.

Ihr Mitleid.

In der Tür zu ihren Gemächern musste sie an einem Kind vorbei. *Einem Kind.* Bahar, neun Jahre alt. Vor drei Jahren in den Uzumark gefallen. Das Mädchen trug immer noch dieselbe nasse Kleidung wie beim Ertrinken. Das überstieg jede Vorstellungskraft. Selbst für Minya schien es unglaublich, dass sie sich ein totes Kind wie ein Schoßtier hielt. Das schmächtige Geistermädchen stellte sich Sarai in den Weg, und Minyas Worte drangen von ihren Lippen. »Wenn du ihn nicht tötest, Sarai«, sagte sie klagend, »dann muss *ich* es tun.«

Sarai presste sich die Hände auf die Ohren und hastete an ihr vorbei. Aber selbst in ihrem Alkoven, wo sie außer Sicht der Geister war, hörte sie immer noch das geflüsterte: »Hilf uns, rette uns«, bis sie das Gefühl hatte, halb wahnsinnig zu werden.

Sie schrie ihre Motten heraus und rollte sich mit fest geschlossenen Augen in einer Ecke zusammen. Dabei wünschte sie sich mehr denn je, sie könnte mit den Nachtfaltern fortfliegen. Wenn sie in diesem Moment die Wahl gehabt hätte, ihre ganze Seele dem Schwarm zu überlassen, sodass ihr Körper leer zurückblieb – selbst ohne eine Möglichkeit der Rückkehr –, hätte sie es vermutlich getan. Hauptsache, sie konnte dem flehenden Flüstern der toten Männer, Frauen und Kinder von Weep entkommen.

Was die lebenden Bewohner der Stadt betraf, waren sie auch heute wieder sicher vor Sarais Albträumen. Stattdessen besuchte sie die Faranji in der Gildenhalle, die Tizerkan in ihren Baracken und Azareen in ihrer einsamen Wohnung in Windfall.

Ihr war selbst nicht klar, was sie tun würde, falls sie Eril-Fane fand. Aus dem Schlangennest in ihrem Magen wühlten sich ringelnde Leiber bis in ihre Herzen. Sarai wusste, dass sie

eine verräterisch dunkle Seite besaß. Aber alles war so verstrickt, dass sie selbst nicht sagen konnte, ob sie aus Gnade oder purer Feigheit davor zurückschreckte, ihn zu töten.

Am Ende fand sie ihn nicht einmal. Ihre Erleichterung war immens, vermischte sich jedoch schnell mit einem aufwühlenderen Gefühl: Sie nahm den Mann, der stattdessen in dem Bett schlief, übergenau wahr. Sarai hockte lange Zeit neben seinem schlafenden Gesicht auf dem Kissen und schwankte zwischen Sehnsucht und Angst. Sehnsucht nach der Schönheit seiner Träume. Angst davor, erneut gesehen zu werden – diesmal nicht als staunenswertes Wunder, sondern als der Albtraum, der sie tatsächlich war.

Am Ende entschied sie sich für einen Kompromiss. Sie ließ sich auf seiner Braue nieder und schlüpfte in seinen Traum. Wieder befand sie sich in Weep, genauer gesagt in der sonnendurchfluteten Vision, die den düsteren Namen schwerlich verdiente. Aber als sie den jungen Mann in der Entfernung entdeckte, folgte Sarai ihm nicht. Sie suchte sich nur einen versteckten Platz, an dem sie sich zusammenrollen konnte – genau wie ihr Körper im Alkoven –, um die süße Luft zu atmen, den Kindern in ihren Federumhängen zuzusehen und sich beschützt zu fühlen. Wenigstens für kurze Zeit.